

PREDIGT ZU 5. MOSE 6, 4-9

- Wermelskirchen, 22. Juni 2014 (1. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

„wir glauben doch alle an einen Gott“ – wie oft habe ich diesen Satz schon gehört, wenn ich mich mit Leuten unterhalten habe, die mir – in der Regel – erklären wollen, warum sie es mit Kirche und Glauben und Gottesdienstbesuch nicht so haben. Es ist seltsam, aber die Anwesenheit eines Pfarrers scheint bei den meisten Menschen ein ziemlich dringendes Rechtfertigungsbedürfnis auszulösen: „Wissen sie, ich bin ja nicht so’n Kirchgänger, aber beim Waldspaziergang, da bin ich meinem Gott ganz nahe...“ – „Ach, wissen Sie, für mich ist Kirche irgendwie nichts, aber meine Kinder sollen selbstverständlich zum Konfirmationsunterricht gehen. Mussten wir schließlich auch. An irgendwas muss der Mensch ja doch glauben...“ – „Und überhaupt: Ist das denn so wichtig, zu welcher Kirche oder Religion einer gehört? Glauben wir nicht alle an denselben Gott?“

Tja, denke ich dann immer, tun wir das wirklich? Und wenn ja: Wieso verlangt derselbe Gott dann von den einen seiner Anhänger, dass sie auf Alkohol und Schweinefleisch verzichten, aber dafür bis zu vier Frauen haben dürfen, während die anderen in ihrem Kühlschrank Milch und Wurst getrennt lagern sollen und die dritten erst Jahrhunderte lang ihren Glauben mit Feuer und Schwert ausbreiteten, um dann plötzlich zu entdecken, dass Krieg um Gottes willen nicht sein darf? Ich meine: Könnte sich dieser Gott nicht mal ein bisschen eindeutiger ausdrücken? Das würde doch alles viel einfacher machen, und viel Leid und Gewalt wäre uns erspart geblieben...

Wir leben in einer Zeit, in der, gerade in Glaubensdingen, so ziemlich alles möglich ist. Das ist, meine ich, zunächst mal ein großer Fortschritt, denn ich möchte nicht mehr in einem Jahrhundert leben, in dem nach einer unvorsichtigen Predigt die Inquisition an die Tür klopft und dich auf Nimmerwiedersehen mitnimmt. Und noch jeder Versuch, das Gottesreich oder einen Gottesstaat auf Erden zu errichten, hat zu mehr oder weniger

großen Gewalttaten und Brutalitäten geführt. Andererseits: Bei dem, was sich viele Menschen heutzutage als ihren ganz persönlichen Glauben zurechtzimmern, hätte Paulus sich wahrscheinlich die Haare gerauft und Luther die Hände vors Gesicht geschlagen. Alles ist erlaubt, und wage es ja niemand, mir da irgendwelche Vorschriften zu machen, sonst wird gleich die Fundamentalismus-Keule ausgepackt!

Manche meinen inzwischen, dass gerade der Glaube im Menschen nicht nur viel Gutes, sondern vor allem auch das Schlimmste zum Vorschein bringt – Aggression, Herrschsucht, Intoleranz – so dass es besser wäre, ganz auf Religion zu verzichten, und ich muss gestehen, dass ich diesen Gedanken manchmal sehr gut nachvollziehen kann. Es gibt Tage, an denen die Abendnachrichten zu zwei Dritteln daraus bestehen, dass sich irgendwelche religiösen Fanatiker auf die eine oder andere Weise bemerkbar machen oder jedenfalls Öl in bereits schwelende Konflikte gießen – es ist manchmal wirklich zum Verzweifeln.

Und nun hören wir heute morgen einen Predigttext, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglässt und eigentlich alle aufschreien lassen müsste, die ständig Fundamentalismus und Intoleranz wittern. Das Volk Israel ist seit langer Zeit unterwegs von Ägypten ins gelobte Land, an das sie nach Jahren in der Wüste kaum noch glauben konnten. Jetzt stehen sie tatsächlich an der Grenze dieses versprochenen Landes, und Mose ruft ihnen allen noch einmal in Erinnerung, worauf sie sich da eigentlich eingelassen haben. Die Zehn Gebote werden wiederholt und eingeschärft, an den Bund werden sie erinnert, den Gott mit ihnen und sie mit Gott geschlossen haben, und dann kommt so etwas wie das Grundgesetz Israels in zwei Sätzen. Da heißt es im fünften Buch Mose, im sechsten Kapitel (Dt 6,4-9):

„Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein. Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Und damit diese Paukenschläge auch nie wieder verklingen, gebietet Mose, nein: gebietet Gott seinem Volk:

„Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst. Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen dir ein Merkzeichen zwischen deinen Augen sein, und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore.“

„Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein.“ Das ist zunächst mal ein Spiel mit dem Gottesnamen, denn anders als wir heutzutage wusste Israel noch, dass auch jeder Gott einen Namen braucht. ‚Gott‘ – das ist zunächst mal nur die Bezeichnung für irgendein höheres Wesen. Eindeutig wird solch ein höheres Wesen erst durch seinen Namen, denn selbstverständlich gab es in der Umwelt Israels hunderte von Göttern. Der Gott Israels aber heißt ‚Jahwe‘, so hat er sich ihnen vorgestellt, damals in Ägypten, damals in dem seltsamen, brennenden Dornbusch. „Höre, Israel, Jahwe ist unser Gott, und zwar nur Jahwe!“ – So muss man das hören, und dann wird auch sofort klar: Es mag durchaus sein, dass da auch noch andere Götter rundherum verehrt werden – dein Gott aber, unser Gott ist einzig und alleine Jahwe. Wir stehen hier also an der Schwelle dessen, was dann später zum strengen Monotheismus wurde: Nicht nur einen einzigen Gott zu verehren, gegenüber allen anderen Göttern, die es rundherum auch gab, sondern zu bekennen: Es gibt überhaupt nur einen einzigen Gott – alles andere sind menschliche Einbildungen und Wahnvorstellungen. Und deshalb kann man diese Worte auch so übersetzen: „Höre Israel, Jahwe, unser Gott, ist ein einziger Gott!“

Wir blicken hier also sozusagen auf die eine entscheidende Schnittstelle der Religionsgeschichte, an der zum ersten Mal der Gedanke gedacht wird: Es gibt überhaupt nur einen einzigen Gott! Und weil das so wichtig ist, weil alles andere davon abhängt, darum darf das auch nicht wieder vergessen werden. Darum gilt seitdem für jeden frommen Juden, dass dieser eine Satz, diese eine große Erkenntnis weitergegeben und erinnert werden muss: In kleinen Kapseln, die man sich an den Türrahmen nagelt, in kleinen Schachteln, die man sich beim Beten um Arm und Kopf bindet, in der Unterweisung der Kinder von Generation zu Generation, ohne wenn und aber, zuhause und unterwegs, im Sitzen, Liegen oder Stehen: Das darf nie wieder vergessen werden, dass es für uns

nur einen Gott gibt und dass nur dieser eine Gott zu verehren ist.

Ist das intolerant? Ist das anmaßend? Ist das ungerecht gegenüber all den bunten und vielfältigen Formen von Frömmigkeit, die es doch zweifellos auch gibt unter Menschen, die mir doch keineswegs unsympathisch sind? Und vor allem: Ist das nicht eine unerträgliche Beeinflussung von unschuldigen Kinderseelen, wenn man ihnen das so ohne wenn und aber eintrichtert: Du sollst das deinen Kindern einschärfen, heißt es ausdrücklich, das bedeutet: Du machst dich schuldig, wenn du das deinen Kindern nicht beibringst! Was für ein anachronistischer Befehl, was für eine unzeitgemäße Pädagogik, oder?

„Wir lassen unsere Kinder nicht taufen, sie sollen später selber entscheiden, was sie glauben wollen“, höre ich immer mal wieder. Und denke bei mir: Schön und gut, aber gebt ihr euren Kindern auch vorsichtshalber nichts zu essen, damit sie später ganz unbeeinflusst entscheiden können, ob sie Vegetarier sein wollen oder nicht? Komische Vorstellung, dass ich meinen Kindern das nicht mitgeben will, was mir selbst wichtig und teuer ist. Aber vielleicht ist genau das der springende Punkt: Ist mir das denn selbst überhaupt noch wichtig? Habe ich noch ein Gefühl dafür, dass es vielleicht doch nicht völlig egal ist, was und woran einer glaubt? Ja, diese Worte sind hart und schroff und schwer erträglich für alle Verfechter größtmöglicher Freiheit. Stellt sich nur die Frage, wie weit es denn her ist mir dieser angeblichen Freiheit. Ist der Glaube wirklich etwas, was ich mir frei und unbeeinflusst selbst aussuche wie ein Gericht aus einer ellenlangen Speisekarte? Ist der Glaube eine Entscheidung, die ich nach reiflicher Überlegung mit allem für und wider treffe, wenn ich nur genügend gute Gründe dafür gefunden habe? Ich glaube, hier liegt ein Denkfehler vor. Die wichtigen Weichenstellungen im Leben sind oft schon entschieden, bevor ich mir ernsthaft darüber Gedanken machen kann. In welchem Land ich geboren werde, in was für einer Familie ich aufwache, in welcher Sprache ich spreche und denke und liebe und leide – das alles prägt mich, längst bevor ich darüber nachdenken und mich dafür oder dagegen entscheiden kann.

Natürlich: Manches lässt sich später noch rückgängig machen oder korrigieren, und das ist auch gut so, aber spätestens in der Liebe wird mir dann sehr schnell wieder klar: Auch hier geschieht

etwas, das ich nachdenkend begleiten kann, aber letztlich gar nicht in der Hand habe. Und je näher es zum Lebensende hingeht, desto stärker wird mir wieder bewusst: Auch jetzt sind mir manche Entscheidungen aus der Hand genommen und vieles an meinem Schicksal muss ich einfach annehmen. An den Rahmenbedingungen meines Lebens kann ich zweifellos einiges ändern; im Kern des Lebens aber bin ich viel mehr festgelegt, als ich es mir selbst eingestehen will.

Darum ist das für mich schon mal eine wichtige Einsicht für heute: Wir können gar nicht so tun, als gäbe es in Glaubensdingen eine völlig freie Wahl und unbeeinflusste Entscheidung. Wichtiger wäre es, die Entscheidungen, die andere für uns getroffen haben und die manchmal einfach schicksalhaft sind, aufmerksam wahrzunehmen und kritisch zu begleiten, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, ja, aber sie nicht einfach zu ignorieren. Wie wäre es denn, wenn ich in irgendeinem anderen Winkel der Welt leben würde? Wäre ich dann nicht vermutlich genauso überzeugter Moslem oder Buddhist, wie ich jetzt eben frommer Christ oder aufgeklärter Agnostiker bin? Das relativiert manches und hilft, die eigene Position nicht absolut zu setzen – aber eben auch anzuerkennen, dass ich eine Position, einen Standpunkt habe und eben kein unbeschriebenes Blatt Papier bin, und zwar zu keinem Zeitpunkt meines Lebens.

Und dann komme ich noch einmal zu den starken Worten des Bekenntnisses zurück: „*Höre, Israel, der HERR, Jahwe, ist unser Gott, der HERR allein.*“ Jawohl, ich glaube das. Ich glaube es, weil es mir durch Tradition und Erziehung, durch Überlieferung und eigenes Nachdenken nahegebracht wurde und einleuchtend geworden ist: Ich glaube in der Tat, dass es nur einen Gott gibt, dass sich – etwas philosophischer formuliert – hinter der ganzen Buntheit und Vielfalt der Welt und ihren Erscheinungen nur *eine* große Kraft und Wirklichkeit verbirgt – und eben nicht viele verschiedene und konkurrierende. Das ist freilich nur die eine Seite der Medaille. Denn diese eine göttliche Wirklichkeit beinhaltet alles, was zu dieser Welt und Wirklichkeit gehört, und das bedeutet: Auch das Schwere, Notvolle, Unbegreifliche kommt mir von dieser einen Quelle her, von diesem einen Gott. Und darum ist mir dieser eine Gott auch durchaus nicht immer einleuchtend, logisch oder begreiflich. Darum habe ich durchaus manchmal meine Not mit diesem einen Gott,

den ich unter Umständen auch nicht begreife und nicht durchschaue. Darum kann ich auch verstehen, dass unterschiedliche Menschen sich diesem übergroßen Gott auf unterschiedliche Weise nähern, ihm dienen, ihn verehren. Ja, ich glaube an einen Gott und an *nur* einen Gott, und darum ist es auch nicht ganz falsch zu sagen: Wir glauben doch alle an denselben Gott. Es gibt ja keinen anderen, an welchen sollten wir also sonst glauben? Das Problem ist nur: Wir glauben sehr unterschiedlich an diesen einen Gott und haben sehr unterschiedliche Vorstellungen von ihm (wobei „ihm“ und „er“, also ein irgendwie männlicher Gott auch schon eine dieser diskussionswürdigen Vorstellungen ist!). Und daher rührt ein nicht geringer Teil der Verwirrung, Verirrung und auch Gewalt und Streit in dieser Sache.

Und darum an dieser Stelle noch zwei weitere Klärungen. Erstens: Wir haben den Glauben an den einen Gott Israel zu verdanken. Ohne Israel kein christlicher Glaube und auch kein Islam – jedenfalls nicht so, wie man historisch sinnvoll darüber reden kann. Dahinter führt kein Weg zurück und daran führt kein Weg vorbei: Ohne Israel kein christlicher Glaube und kein sonstiger moderner Monotheismus. Das ist Grund zur Dankbarkeit und zur Demut, wenn ich es denn mit meinem eigenen Glauben ernst meine. Und zweitens: Als Christ, der ich durch Tradition *und* durch eigene Entscheidung bin, praktiziere ich weder den jüdischen noch den muslimischen Glauben an den einen Gott, sondern versuche mit Ernst, Christ zu sein. Und das heißt: Ich glaube, dass sich Gott in Jesus Christus den Menschen von seiner gnädigen, zugewandten Seite gezeigt hat. Dass der unbegreifliche, undurchschaubare eine Gott an dieser Stelle für uns erkennbar geworden ist, und diese eine Stelle heißt für mich Jesus Christus, und sie wird verkündet und erfahrbar durch den Heiligen Geist in der christlichen Kirche.

Darüber kann man dann wieder trefflich diskutieren und nachfragen, was das denn konkret bedeuten soll und welche Konsequenzen das haben kann oder auch *nicht* haben sollte. Aber so viel ist mir klar: Ich kann diese entscheidende Seite Gottes nicht auch genauso gut im Wald und auf der Heide, in den Augen meiner Liebsten oder in der Musik von Mozart oder von Jimi Hendrix finden – und eben auch nicht in der Synagoge oder der Moschee. Deswegen finde ich solch gutgemeinten Versuche wie interreligiöse

Gebete oder gemeinsame Gottesdienststätten auch problematisch, weil es dabei dann entweder nur zu einem sehr dünnen, allgemeinen Süppchen wird, bei dem man alles ausklammern muss, was an Unterschieden existiert, oder aber man vereinnahmt das Gegenüber, indem man unterstellt, wir meinten doch dasselbe, während wir in Wirklichkeit ganz unterschiedliche Vorstellungen und Auffassungen haben. Etwas mehr Ehrlichkeit, finde ich, täte hier ganz gut, obwohl ich den guten Willen dahinter sehr wohl anerkenne.

Wichtig ist nun aber, zum Schluss, dass das Bekenntnis zum einen Gott noch einen wichtigen Nachsatz hat: „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein.“, heißt es, und dann: „Du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ Also kein Gedankenspiel oder philosophische Fingerübung, sondern Hingabe und Leidenschaft für den Gott, der mir oft verborgen und unbegreiflich ist und den ich dann immer wieder dort ergreife, wo er sich erkennbar gezeigt hat: Für Juden ist das die Befreiung aus der Sklaverei und die Gabe der Tora, für Muslime ist das der Koran, für mich als Christen ist das Jesus Christus in Kreuz und Auferstehung. Das darf nebeneinander stehen bleiben, meine ich, aber ich habe auf meiner Baustelle zu arbeiten und zu leben. Keine Vereinnahmung also und keine oberflächliche Harmonisierung, sondern mein Glaube, der in der Liebe tätig wird und als solcher zu erkennen sein soll. Dafür bin ich verantwortlich, das erwartet Gott von mir. Wie und wann und wo das dann auf andere wirkt, das darf ich getrost Gott überlassen. Verstecken muss ich mich damit nicht, soll es auch nicht, und weitergeben darf und soll ich das getrost, auch an meine Kinder, in dem Wissen, dass ihr Weg mit Gott dennoch auch ganz anders verlaufen kann, als ich mir das wünsche oder ausmale.

So stelle ich mir einen fröhlichen Glauben und einen aufrichtigen Gottesdienst vor: Den Gott lieben und loben, an den ich glaube, in dem Wissen, dass meine Erkenntnis nicht der Weisheit letzter Schluss sein muss, dass ich aber dankbar anerkenne, wie ich Gott kennengelernt habe und dazu stehe, frei und ungezwungen, standhaft und glaubwürdig. Das schenke uns Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“

Fürbitten:

Allmächtiger Gott, lieber himmlischer Vater: Dass wir dich so nennen dürfen, dass uns Jesus gelehrt hat, dich so anzurufen, dafür danken wir dir. Wir danken dir, dass wir unseren Glauben nicht selbst erfunden haben und täglich neu entdecken müssen, sondern uns bergen dürfen und anlehnen an gute Erfahrungen anderer Menschen, Tradition und Überlieferungen, die schon unzählig vielen anderen Trost und Hilfe gegeben haben.

Hilf uns, unseren Glauben fröhlich und frei zu leben und zu bekennen und gleichzeitig zu respektieren, dass dein Weg mit anderen Menschen anders verlaufen kann. Hilf uns aber auch immer wieder beim Nachdenken darüber, was sich im Laufe der Zeit ändern kann und ändern muss, auch in deiner Kirche und an unseren Traditionen, damit sie lebensfähig bleiben und Menschen in ihnen wieder ein Zuhause finden.

Wir bitten für das Miteinander der Religionen, in der Ökumene, in unserem Land, auf der ganzen Welt: Schenk uns echte Offenheit und Ehrlichkeit, lass uns die Grenzen respektieren, die da sind und trotzdem das Gute und Gemeinsame suchen und fördern – zum Wohl aller Menschen.

Das bitte wir dich vor allem mit Blick auf die zahlreichen Krisenherde dieser Welt, bei denen die Religion oft eine so unheilvolle Rolle spielt: Wir bitten dich, allmächtiger Gott, erbarme dich und schenke Einsehen, Vernunft und Frieden.

Wir bitten auch für Frieden im kleinen Kreis, in unseren Familien und Häusern; für Frieden in unseren Herzen, wo wir Unruhe und Unfrieden verspüren; für Trost und Hilfe in Not. So bringen wir dir auch die Kranken und Trauernden in unserer Gemeinde und bitten dich für sie und in ihrem Namen um dein gnädiges Nahesein. Und für die Fröhlichen und Glücklichen bitten wir, dass sie aus deiner Hand dankbar annehmen, was du ihnen schenkst.

Was wir selber nötig haben und von dir erbitten, sagen wir dir in einem Moment der Stille...

Das alles bitten wir dich voller Vertrauen, und so beten wir auch gemeinsam zu dir voller Vertrauen: Vater unser im Himmel...